Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Litteratur

Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen. Von Georg Hansen. Mit einem Plan. München, J. Lindauer (Schöpping), 1889

Die erste Bevölkerungsstufe besteht aus den Bauern. Im altgermanischen Bauern- und eigentlich auch noch im Feudalstaate war sie die einzige. Der Überschuß an Bauernsöhnen wurde durch Kolonisation versorgt; die tüchtigsten der überzähligen Sprößlinge stiegen in den Klerus und in den Dienstadel auf, welche beiden Stände ebenfalls unmittelbar vom Ertrage des Grundbesitzes lebten. Mit der Zeit entstanden in den Städten neue Aufnahmegefäße für die überquellende Bauernbevölkerung. Die städtische Bevölkerung trieb zwei Zweige: einerseits den Gewerbestand (Kaufleute und Handwerker), anderseits den akademischen Stand (Gelehrte, geistliche und weltliche Lehrer, Beamte, Künstler u. s. w.), die beide unter dem Namen des Mittelstandes zusammengefaßt werden können. Das ist die zweite Stufe. Nachdem einzelne Gewerbtreibende hinlänglich reich geworden waren, um ihre Handarbeit durch andre verrichten zu lassen, entstand, durch das Maschinenwesen gefördert, die dritte Bevölkerungsstufe, die der „Arbeiter." Der Mittelstand, in dem sich die besten geistigen Kräfte des Volkes sammeln, bildet den Höhepunkt seiner Entwicklung. Die schwächern Sprößlinge des Mittelstandes sinken auf die dritte Stufe hinab. Von dieser dritten Stufe auf die zweite zurückzuklimmen, gelingt nur wenigen, Grundbesitz zu erwerben, fast keinem. Im Vagabundentum öffnet sich für die Masse der Überzähligen dieses Standes ein Abzugskanal, den verstopfen zu wollen ein unmögliches und schädliches Beginnen ist. Die gut gemeinten Arbeiterkolonien bewirken weiter nichts, als daß zu Gunsten einiger schon verkommenen ebenso viele, die sich bisher noch gehalten haben, denen aber durch die Kolonie ihre Arbeit genommen wird, in den Schlammkanal hinabgestoßen werden. In den Verbrechervierteln der großen Städte wird diese unterste Bevölkerungsschicht sogar seßhaft und pflanzt sich fort. Da die Sprößlinge der zweiten Bevölkerungsstufe, des Mittelstandes, schnell ausarten, so hängt dieses Standes Gedeihen und demnach des ganzen Volkes Blüte von dem ununterbrochenen Zufluß frischer Kräfte aus dem Bauernstande ab. Aber der reich gewordene Mittelstand geht auf die Vernichtung des Bauernstandes aus und verstopft so selber seine Lebens- und Verjüngungsquelle; er bringt die Bauern in Zinsknechtschaft, mobilisirt den Grundbesitz, läßt das Land veröden und die Landbevölkerung verarmen. Auf diesen und ähnlichen Wegen sind Italien, Frankreich, die Niederlande heruntergekommen, und auch mit England geht es trotz seines Reichtums schnell bergab. Das Schicksal Deutschlands hängt davon ab, ob es gelingen wird, dem Verfall des Bauernstandes Einhalt zu thun. Dazu werden allerdings die Agrarzölle nicht genügen; es müßte die Wiederbefestigung des Grundbesitzes durch Änderung der Erbteilungs- und Hypothekengesetzgebung hinzukommen. Geschieht das nicht, dann werden bei dem unvermeidlichen Krach gewaltige Flächen Landes um einen billigen Preis in den Besitz des Großkapitals übergehen. Dann wird sich der Grundbesitz in „kräftigen" Händen befinden. Das Land wird ausgezeichnet bewirtschaftet werden und eine gute Rente abwerfen, aber an die Stelle des Bauernstandes wird ein „taglöhnendes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lumpengesindel getreten sein, dem in der Stadt bald die »Krämer und Pfuscher« folgen werden." (Taglöhnendes Lumpengesindel auf dem Lande, Krämer und Pfuscher in den Städten, so hatte Niebuhr das genannt, was vom fünfzehnten Jahrhundert ab aus den Italienern wurde.) Die Landwirtschaft will eben vor allem als Pflanzstätte für Menschen gepflegt werden, was die übersehen, die immer bloß nach der Rentabilität fragen.

Dies der Gedankengang des Buches, das im einzelnen viel Originelles und unsers Erachtens meist Zutreffendes enthält. Der landläufige Begriff vom Kapitalzins wird nicht allein kritisirt, sondern auch derb verspottet; namentlich wird die Phrase lächerlich gemacht, der Kapitalzins sei der Lohn der Enthaltsamkeit. Auf die Frage, wer die in der Kapitalisten Taschen fließenden Zinsen der Staatsschuld aufbringe, giebt Hansen zur Antwort: Die Beamten, deren geistige Arbeit vom Staate um eben so viel zu schlecht bezahlt wird, als die Arbeit der Kaufleute, Unternehmer und Spekulanten zu hoch gelohnt wird. Sehr hübsch ist die Charakteristik des Staates Friedrichs des Großen und seine Vergleichung mit dem französischen und dem englischen Staatswesen, sowie die Rechtfertigung des adlichen Offizierkorps im alten Preußen. Die Schulreformbestrebungen bezeichnet Hansen als einen Kampf des Elterninteresses gegen das Staatsinteresse. Die Eltern des Mittelstandes wollen alle ihre Söhne, auch die unfähigen, in höhere Stellungen bringen und daher den Gymnasialunterricht möglichst leicht machen. Der Staat, der das Interesse des ganzen Volkes, und zwar nicht bloß des gegenwärtigen, sondern auch des zukünftigen Geschlechts vertritt, muß das Gegenteil wollen: die Fernhaltung der unfähigen Beamten- und Kapitalistensöhne von den einflußreichen Stellen und die Offenhaltung dieser für die fähigen Köpfe des Bauernstandes. Deshalb darf der Gymnasialunterricht nicht leichter werden, als er ist. Drum will Hansen von Abschaffung der alten Sprachen und von Erleichterung der Methoden nichts wissen; dadurch würden die Gymnasien ihre Fähigkeit, als Siebe für die Talente zu dienen, verlieren. Beachtung verdient auch Hansens Ansicht von den Bedingungen, unter denen klassische Litteraturen entstehen. Es gehöre dazu, meint er, zweierlei: einmal die Bedingung aller Geistesblüte, fortwährendes Einströmen frischer bäuerlicher Kräfte in die städtische oder die sonstige maßgebende Bevölkerung; zweitens, daß das Volk noch keine oder doch noch keine gute Schriftsprache habe. Denn Dichten sei Sprache schaffen; wer in einer schon fertigen Sprache dichte, der könne nur Phrasen drechseln. Klopstock habe noch mit der Form gerungen, Schiller sei schon der Herrschaft der Phrase verfallen. Weil bald nach Dante Boccaccio den Italienern eine gute Prosa gab, die sie bisher unverändert behalten haben, konnte ihnen kein großer Dichter mehr erstehen. Das Deutsch der Minnesänger hingegen wurde nicht Schriftsprache, man fuhr in Deutschland fort, lateinisch zu schreiben, daher waren Luther und Hans Sachs möglich. Diese zweite klassische Periode wurde an der vollen Entfaltung gehindert, zu unserm Glück, sonst hätten wir Goethe nicht bekommen. Der dreißigjährige Krieg entvölkerte das Land. So lange die Bauernbevölkerung nicht ergänzt war, konnte sie nichts an die Städte abgeben. Das sich selbst überlassene Bürgertum verkümmerte und verlernte u. a. auch die Muttersprache; am Anfange des vorigen Jahrhunderts lallten die deutschen Gelehrten und Beamten bloß noch. So fanden unsre Klassiker die beiden Bedingungen vor. Wollen wir eine vierte klassische Periode erleben, so müssen wir uns einen zweiten dreißigjährigen Krieg gefallen lassen und eine solche Verhunzung unsrer Sprache, daß wir Goethe nicht mehr verstehen. Nun wählen Sie, meine Herren Sprachverbesserer!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das moderne Landsknechttum. Streiflichter über die soziale Stellung der Offizierkorps. Von *_*. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer (o. J.)

Der Verfasser dieser Schrift, ein aktiver Offizier, verwahrt sich gegen die Annahme, als habe er mit seinen Streiflichtern ein bestimmtes Offizierkorps treffen wollen, die von ihm gerügten Mängel und Gebrechen fänden sich bei allen Nationen, in allen Heeren; im Grunde aber meint er doch wohl die deutschen Offiziere und deren gegenwärtige Stellung in der gebildeten Gesellschaft. Die kaiserliche Kabinetsordre vom 29. März d. J., die sich auf den Ersatz des Offizierkorps bezieht, wird den ziemlich pessimistisch dreinschauenden Verfasser über manche dunkeln Punkte, wenigstens im deutschen Soldatenleben, beruhigen. Viele Schäden oder wunde Stellen unsrer modernen Offizierkorps werden trotzdem weiter bestehen, und von diesen einmal freimütig, wenn auch mit Übertreibungen, gesprochen zu haben, ist immerhin ein Verdienst des ungenannten Verfassers. „Der Militarismus, wie er jetzt in ganz Europa vorkommt — sagt er — lastet wie ein Alp auf den fortgeschrittenen Zeiten des neunzehnten Jahrhunderts, und es ist ein eitler Wahn, zu glauben, daß nur die bürgerliche Bevölkerung seinen Druck verspüre. Man glaubt zu drücken und wird selbst gedrückt, die Militärs empfinden es am meisten, was es bedeutet, im Jahrhundert der Aufklärung, der freiheitlichen Ideen zu leben und mittelalterlichen, den Menschen um einige hundert Jahre zurückversetzenden Satzungen unterstehen." Die Offiziere seien ihrer ganzen Stellung und ihren Rechten nach weiter nichts als Landsknechte; ihre allgemeine Bildung sei unzureichend und stehe nicht im Einklange mit dem ersten Range, der ihnen im Staate eingeräumt werde; Offiziere mit einer vollständigen Gymnasial- oder Realschulbildung seien Seltenheiten. Wir müssen das letztere für Deutschland entschieden bestreiten, denn sonst hätte der Kaiser keine Veranlassung gehabt, Regimentskommandeure zu tadeln, die als unabweisbare Bedingung für die Annahme eines Offizieraspiranten das Reifezeugnis aufgestellt haben. Der Verfasser befindet sich auch in dem alten Wahn, als ob jeder junge Mann, der die Reife zur Universität besitzt, bereits ein gebildeter Mensch sei, als ob man sich außerhalb der Schulbänke keine Bildung aneignen könne; er überschätzt die moderne Schulgelehrsamkeit, sie ist heutzutage nicht mehr maßgebend, denn sonst müßten unsre Philologen die gebildetsten und einflußreichsten Männer sein, wogegen schon die vielsagende Thatsache spricht, daß kaum einer aus diesem Stande dem neuen Reichstage angehört. Es giebt unter den Offizieren, was auch in der Broschüre anerkannt wird, sehr viel strebsame Leute; daß diesen oft die Gelegenheit versagt ist, sich weiter zu bilden und ihre geistigen Fähigkeiten nutzbar zu machen, ist allerdings ein großer Übelstand und mag wohl zur Entmutigung manches begabten Offiziers beitragen. Kommt dazu noch die immer weiter gemachte Kluft zwischen den Mitgliedern des Generalstabs und dem Frontoffizier, so kann die Stellung des letztern allerdings eine ziemlich unbefriedigende werden. Der Verfasser klagt über die mangelhafte pädagogische Begabung und Schulung der militärischen Lehrer, die gewöhnlich ihren Schülern nur um eine Lektion voraus seien, über die oft brutale Behandlung der Offiziere durch ihre Vorgesetzten, über das militär-strafgerichtliche Verfahren, das in den alten Artikeln der Landsknechte wurzle; er bezeichnet das Militärgericht als ein Vehmgericht, bei dem der Untersuchungsrichter, der Verteidiger und der endgiltige Richter in einer Person vereinigt seien. Für eine andre äußerst verderbliche Folge des alten Landsknechttums hält der Verfasser die gezwungene Ehelosigkeit der Offiziere in allen modernen Armeen. „In ihr — sagt er — liegt die Ursache des unbeschreiblichen innern Elends, des klaffenden Abgrundes zwischen den übermenschlich

hohen Anforderungen, die an einen Offizier gestellt werden, und dem jedem Menschen angeborenen Naturtriebe, zu lieben, eine Familie zu gründen und in ihrem häuslichen milden Kreise das ersehnte Lebensglück zu finden. Keine Ehren, keine Auszeichnungen der Welt sind imstande, das vernichtete Lebensglück zu ersetzen, Hunger und Liebe lassen sich durch keine philosophischen Spitzfindigkeiten, durch keine Gesetze und durch keine Faseleien von Selbstverleugnung und Aufopferung vertreiben." Der moderne Offizier gehe zu Grunde durch das Kneipenleben und durch den Verkehr mit liederlichen Frauenzimmern.

Der Verfasser hätte nicht Soldat werden sollen; unruhige Köpfe sind heutzutage nicht mehr für den Militärstand geschaffen; er ist enttäuscht, gereizt, verbittert und sieht daher alle berechtigten und unberechtigten Eigentümlichkeiten der modernen Offizierkorps in den dunkelsten Farben. Die Broschüre giebt aber Anlaß zum Nachdenken, und in diesem Sinne mag sie unsern Lesern empfohlen sein.

Pandora. Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1890

Es ist dies eines der seltenen Bücher, an denen man unbedingt seine Freude haben kann. Ein Buch, das nicht für enge fachmännische Kreise geschrieben ist, sondern mit seiner schönen und vornehmen Form, mit dem warmen Gefühl, das aus ihm quillt, und mit der großen Gelehrsamkeit, die es anspruchslos bekundet, sich an die Gebildeten der ganzen Nation wendet, um anmutig zu belehren und anzuregen. Graf Schack gehört zu den in unsrer Zeit gar seltenen Gelehrten von wahrhaft universalem Geiste. Wir andern alle sind bestenfalls gute Spezialisten; ein Mann wie Schack erbt die alte Überlieferung fort von dem unentbehrlichen Zusammenhang aller Wissenschaften. Konnte er in der Naturwissenschaft nicht mit eignen Forschungen eingreifen, so hat er sich doch bemüht, die Ergebnisse fremder Forschungen zu seinem Eigentum zu machen. In den Geisteswissenschaften, in der Kunst-, Sprach- und Litteraturgeschichte weist er Kenntnisse auf, die kaum ein zweiter Kopf in dieser Klarheit und Fülle vereinigt. Dies zeigt der zweite große Essay dieses Bandes: „Die erste und die zweite Renaissance." Schack meint damit die Wiederauferstehung des griechischen und (als zweite Renaissance) des orientalischen Altertums im Geiste der neuen Zeit. Er giebt uns zunächst vom Untergange der hellenischen Kunst bis zur völligen Wiedergeburt derselben im achtzehnten Jahrhundert einen großartigen Überblick; dann aber folgt eine Geschichte der orientalischen Studien im Abendlande vom sechzehnten Jahrhundert bis in die Gegenwart, wie sie kaum noch so geschrieben worden ist. Als den größten Erfolg der orientalischen Studien erkennt Schack die Klärung im Verständnis der christlichen Religionsurkunden. Da aus dem Mißverständnis der Sprache des Alten und Neuen Testaments sehr viel Unheil in der europäischen Welt entstanden ist, so weist Schack mit sehr viel Recht auf die großen Verdienste dieser zweiten Renaissance für die Fortschritte der gesamten Christenheit hin. Schack — obgleich ein Verehrer Schopenhauers — bekennt sich überhaupt zu einem großartigen Vertrauen auf die Zukunft der Menschheit infolge des Fortschrittes der Wissenschaften der Natur und der Geschichte. Auch er glaubt die Menschheit noch in dem Kindesalter ihrer Entwicklung, wie die Naturhistoriker es thun, und keine Utopie ist ihm utopisch genug, daß er an ihre Verwirklichung schlechthin zweifeln möchte. Diese Begeisterung eines greisen Dichters und Gelehrten hat wirklich etwas Erhabenes. Von dieser Höhe der Betrachtung aus ist sein Essay „Weltlitteratur" geschrieben, der mit einer scharfen Polemik gegen die Goethekommentirwut einsetzt, um mit erhabnen Träumen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von der Zukunft aller Litteratur nach Jahrtausenden zu schließen. Schack ist so recht der homo humanus der Renaissancezeit, nichts Menschlichem versagt er sein Interesse. Er kennt die europäischen Hauptsprachen, aber auch Persisch, Arabisch, Indisch, und seine litterarischen Betrachtungen führen uns zu Firdusi und zu Platen, zu Byron, Rousseau, Voltaire, Alfieri. Sein warmer Essay über Platen gegen dessen Verkleinerer enthält auch biographische Einzelheiten, die neu sind; Schack hat den noch ungedruckten Teil von Platens Tagebüchern in der Münchener Staatsbibliothek benutzen können. Aber nicht ganz ohne symbolische Bedeutung hat er diese seine Sammlung vermischter Schriften mit dem ominösen Namen „Pandora" bezeichnet; bei dem Kapitel: „Der Hexenturm von Lindheim," bei der Wiedergabe der alten spanischen Erzählung: „Die sieben Infanten von Lara," bei der Reihe von fesselnden Auszügen aus einem großen französischen Sammelwerke von Ternaux zur Geschichte der Entdeckung Amerikas, bei den „Conquistadoren" ist uns oft ein Gruseln überlaufen. Die Geschichte des Hexenwesens in Deutschland hat Schack zu folgendem furchtbaren Satze (S. 188) bewogen: „Die Grausamkeiten, welche die spanische Inquisition gegen Andersgläubige, besonders Mauren und Juden, verübte, sind arg genug, um für immer gebrandmarkt zu bleiben. Allein seit ich die Geschichte des Hexenwesens besonders in Deutschland kenne, ist mir das Spanien des Torquemada und der drei Philippe stets als ein verhältnismäßig glückliches Land erschienen. Es leidet für mich keinen Zweifel, daß nicht nur die Ketzerverbrennungen dort einen weit geringern Prozentsatz der Einwohnerzahl an Opfern gefordert haben, als die Hexenprozesse bei uns, sondern auch, daß das Verfahren der Inquisition minder willkürlich und grausam war. So über alles Maß schrecklich wurde das Unwesen in Deutschland dadurch, daß der Magistrat jeder kleinen Stadt, daß jedes Patrimonialgericht auf dem Lande, ja daß, wie wir bei Lindheim gesehen, jeder Gutsverwalter durch ein von ihm willkürlich zusammengesetztes Schöffengericht gegen Hexen inquiriren, sie martern und zum Tode verurteilen konnte."

Dies mag zur Charakteristik von Schacks „Pandora" genügen. Hie und da hat man allerdings auch Lust zu widersprechen, z. B. wenn Schack über Hebbel abfällig urteilt, weil er Byrons Ruhm und Wert angegriffen hat; aber dergleichen Einzelheiten ändern nichts an dem Gesamtwerte des Buches. Sehr dankenswert ist Schacks schneidiges „Wort über die Lyrik," das vielen Rezensenten den Kopf zurechtzusetzen geeignet ist.

Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte von Gustav Karpeles. Berlin, F. Fontane, 1890

Eine fleißige, geschickte und lesbare Zusammenstellung aller Äußerungen Goethes über Polen und aller seiner persönlichen Beziehungen zu Polen und Polinnen füllt die erste, hübschere Abteilung dieses Buches aus. Und das ist ja nicht wenig, denn Polen haben im Leben des alten Dichters, abgesehen von zahlreichen flüchtigern Beziehungen zu polnischen Kurgästen in Karlsbad, zweimal sehr bedeutsam mitgespielt: der Fürst Radziwill hat zuerst mit Begeisterung die Bühnendarstellung des „Faust" durchgesetzt, und eine schöne polnische Künstlerin, Frau Marie Szymanowska hat den Dichtergreis mit jugendlicher Liebesleidenschaft erfüllt. Karpeles stellt zum erstenmale alle auf diese Episode bezüglichen Überlieferungen zusammen. Die zweite, kleinere Hälfte giebt Bericht über Goethe in Polen, und es ist immerhin interessant zu lesen, daß Goethes Dichtungen dort, namentlich in dem größten nationalen Dichter, Adam Mickiewitz, der Goethe in Weimar selbst kennen lernte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

begeisterte Apostel und Schüler gefunden haben. Mickiewitz vertrat die Romantik gegenüber der ältern klassischen Schule Polens, die ausschließlich die Franzosen nachahmte. Das Buch ist mit einem Lichtdruck des Porträts von Mickiewitz geschmückt, das Goethe von ihm in Weimar machen ließ.

Die St. Peterskirche zu Bacharach. Kunsthistorische Skizze von Dr. Büttner-Pfänner zu Thal. Leipzig, Verlag zum Greifen, 1890

Der Verfasser beschreibt die genannte Kirche, die sich durch große Mannichfaltigkeit der Formen auszeichnet (an 150 verschiedne Kapitäle und Friese), und die deutlicher als die übrigen spätromanischen Bauwerke des Rheinlandes den Übergang zur Gothik veranschaulicht. In Ermangelung hinreichenden Urkundenmaterials versucht er die Baugeschichte aus den Charakterverschiedenheiten der Teile herauszulesen. Außerdem scheint er probiren zu wollen, wie viel Sprachschnitzer und ungeschickte Sätze sich auf achtundvierzig kleinen Seiten anbringen lassen. Ein paar Beispiele: Seite 7: „Was den Anschein hierzu giebt," nämlich daß der Bau ein abgerundetes Ganze sei. S. 9: „Aus Rücksicht für die Konstruktion." S. 11: „Von Karolingerzeit ab." S. 12: „Mit dem alten Querschiff und [der] Apsis verbunden." S. 17: „Es gewinnen somit die Pfeiler den Anschein des Trägers, während die Säulen mehr dekorativ wirken." Das soll heißen: die Pfeiler erscheinen somit als Träger. S. 19: „Die jetzigen übermäßigen gothischen Fenster." S. 26: „Die ganze Einfachheit des äußeren Schmuckes wird mit dem prächtigen Chor durch die Portale vermittelt." Das soll vermutlich heißen: zwischen dem schmucklosen Äußern und dem reichverzierten Chor halten die Portale die Mitte. Der folgende Satz lautet: „Besonders steht das Nordportal in herrlichem Einklang mit denselben." Mit welchen selben? Man bekommt es nicht heraus, und wenn man sich auf den Kopf stellt.

In der Sommerfrisch'. Federzeichnungen von Hugo Kauffmann mit Gedichten in oberbairischer Mundart von Karl Stieler. Zweite Auflage. Stuttgart, A. Bonz und Co., 1890

Hugo Kauffmann ist den Lesern dieser Blätter als Zeichner köstlicher Szenen und Gestalten aus dem Volksleben längst bekannt. Das vorliegende Bändchen enthält gegen zwanzig Charakterköpfe aus der Sommerfrische im baierischen Gebirge (A Herrischer, Der Professor, Die Kellnerin, Der Förstner, Der Lehrer, Die Senderin, Der Herr Pfarrer u. a.) die mit wahrhaft Dürerischer Kraft aufgefangen und aufs Papier gezwungen sind. Jedes Blatt ist von ein paar launigen Dialektstrophen Stielers begleitet. Und das Ganze zum Glück nicht in Prachtwerksformat, sondern in behaglichem Oktav — solche Bücher läßt man sich gefallen! Wer in die Sommerfrische fährt oder aus der Sommerfrische kommt, dem wird man mit dem Büchlein große Freude machen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG